

Psychologie

FREUD, Sigmund – ANDREAS-SALOME, Lou: *Briefwechsel*. Hrsg. v. Ernst Pfeiffer. Frankfurt: S. Fischer 1966. 295 S. Lw. 24,—.

Im Jahr 1912, auf dem Höhepunkt jener Krise in der psychoanalytischen Bewegung, die sich durch das Ausscheiden und die Schulbildung der Gruppe um C. G. Jung vollzog, begann Frau Andreas-Salomé mit Freud einen Dialog, der erst mit ihrem Tod enden sollte. Die Freundin Nietzsches und später Rilkes war auf die Psychoanalyse aufmerksam geworden. Ein Besuch in Wien verschaffte ihr Zutritt bei Freud und seinem Kreis. Das Ergebnis war ein äußerst reger Briefwechsel, der sich im Lauf der Jahre zu echter Freundschaft vertiefte. Dazu trug nicht allein ein längerer Aufenthalt im Hause Freuds bei (Dez. 1921); beide trafen sich gerade auf dem Gebiet der Psychoanalyse. Lou Andreas las im Lauf der Jahre sämtliche Veröffentlichungen Freuds und seiner Schüler, bezog auch persönlich Stellung in den Auseinandersetzungen mit Adler und Jung und wurde schließlich selbst therapeutisch tätig. Der Briefwechsel enthält daher manche Krankengeschichte, die die Schülerin dem Lehrmeister unterbreitet, um für diesen oder jenen Punkt Erklärung und Rat zu erbitten. Ihre intellektuelle Schärfe und die feinsinnige Art ihrer Darstellung sind dabei bewundernswert. Aber obwohl sie Freud geradezu abgöttisch verehrt („das Vatergesicht über meinem Leben“) und dessen Entdeckungen zu den „besten bleibenden Freuden“ ihres Lebens zählt, erweist sie gerade auch dort, wo sie mit Freuds Psychoanalyse einig geht, ihre geistige Selbständigkeit.

Freud selbst hat schon früh erkannt, welch außergewöhnlicher Gesprächspartner ihm in dieser Frau begegnete. Manche Stellen aus seinen Briefen legen die Vermutung nahe, sie sei für ihn geradezu eine Art kritische Instanz gewesen. Er, der von sich selbst bekannte, daß ihn fast immer das Interesse an einer Sache verlasse, sobald die Analyse vollzogen sei (100), schätzte an ihr gerade die „Kunst der Synthese, welche die durch Analyse gewonnenen disjecta membra zusammenfügt und mit lebendem Gewebe umhüllt“ (75). Er

nennt sie „eine Verstherin par excellence, wozu kommt, daß Sie mehr und besser verstehen, als man Ihnen vorgelegt hat“ (50).

Der Herausgeber des Briefwechsels, Frau Andreas' Freund der letzten Jahre und Verwalter ihres Nachlasses, hat durch sorgfältige Anmerkungen dazu beigetragen, daß ein Werk entstand, das den literarisch wie den psychoanalytisch interessierten Leser in gleicher Weise ansprechen wird.

N. Mulde SJ

GEBSATTEL, Victor Emil von: *Imago Hominis*. Beiträge zu einer personalen Anthropologie. Schweinfurt: Verl. Neues Forum 1966. 336 S. (Das Bild des Menschen in der Wissenschaft. 1.) Lw. 28,—.

Wer sich als Psychotherapeut mit Kranken beschäftigt, dem steigen fast unwillkürlich Fragen anthropologisch-metaphysischer Natur auf, wie: Was ist der Mensch, was Gesundheit und Krankheit? Was ist der Sinn ärztlicher Hilfe, ihre Vorbedingungen und ihre Grenzen? Mit solchen Fragen beschäftigt sich das vorliegende Buch. In der Medizin herrscht heute noch weithin, wenn auch nicht mehr uneingeschränkt, ein naturalistisches Bild vom Menschen. Entsprechend wendet man zu seiner Erforschung naturwissenschaftliche Methoden an, als ob er ein bloßes Objekt wäre. Gewiß hat diese Einstellung, die letztlich auf dem Willen beruht, daß der Mensch so und nicht anders sein soll, zu einem vertieften Vorstoß in das Naturreich der Seele geführt und das Wissen darum ungeheuer erweitert. Aber das Eigentliche des Menschen, sein Personsein, das dem Naturhaften in Freiheit gegenübersteht und die Entscheidungen fällt, wird verfehlt. Der Religion wird, wie bei C. G. Jung, nur eine psychologische Realität zuerkannt, was ihrer Wirklichkeit nicht gerecht wird. Vor allem verschwindet der Sinn von Krankheit und Leiden; und daraus entspringt der unbedingte Wille, sie als sinnlos aus der Welt zu schaffen, was zu manchen Erfolgen führte, im letzten aber scheitern muß. Nur eine personale Anthropologie bekommt den

Menschen auch in seinem Eigentlichsten in den Blick. Der zweite Teil über die verschiedenen neurotischen Fehlhandlungen setzt eine gewisse Kenntnis der Diskussion unter Psychotherapeuten voraus. Dagegen bringt dann der dritte Teil eine Darstellung des Werdegangs und des Werks von Freud, eine Auseinandersetzung mit C. G. Jung und die sehr schönen und erhellenden Kapitel über das Wesensbild des Menschen bei Adalbert Stifter, über den tiefen Sinn der Erscheinung des Herakles am Schluß des Dramas *Philoktet* von Sophokles, und über „Numinose Ersterlebnisse“; in diesem letzten Kapitel wird auch gezeigt, daß eine einseitige Traumalehre verhindert hat, den Zukunftssinn solcher Früherlebnisse zu erkennen.

A. Brunner SJ

um „das Rad der Verwandlung weiterzudrehen“ (120).

Graf Dürckheim geht es nicht um eine bloß technische Arbeit am Körper oder um eine einseitige „Psyche-Psychologie“, sondern um den personalen Akt, sich „ins Vertrauen zu geben“ (87/89). Er versagt sich auch klar jedem pantheistischen Monismus (103/4). Seine Sprache klingt dem am christlichen Vokabular Geschulten fremd; er beschreibt jedoch, was wir als natürlich-religiöse Erfahrung erleben. Die Christen können hier ein existentielleres Verständnis für das finden, was sie Gewissen, Umkehr, Demut und Indifferenz nennen. So darf das Buch besonders jenen empfohlen werden, die sich um die Vertiefung einer weltoffenen Spiritualität mühen. – Leider enthält auch noch die zweite Auflage unnötige Wiederholungen.

R. Silberer SJ

DÜRCKHEIM, Karl v.: *Der Alltag als Übung*. 2., neubearb. u. erw. Aufl. Bern, Stuttgart: Hans Huber 1966. 130 S. Kart. 9,80.

K. v. Dürckheim bietet in diesem Buch eine Einführung in seine Heilmethode und Anthropologie. Es enthält drei Aufsätze: *Der Alltag als Übung*, die heilende Kraft der reinen Gebärde, das Rad der Verwandlung.

Der Verf. will seine Patienten aus der Verkrampfung in ihr Welt-Ich lösen, indem er sie zur Fühlung des Seins führt. Denn im Grund wirkt das Wesen des Menschen als reales Inbild; es zu entfalten ist unser Auftrag, um so vom göttlichen Sein zu zeugen. „So ist die ‚Transparenz‘ auch der Sinn aller Übung“ (119). Durch das richtige Sitzen und das Zulassen des rechten Atmens erleben wir das Einswerden mit dem Grund als „große Erfahrung“. Auf diesem Weg muß der Mensch sich lassen, d. h. „den Schwerpunkt aufgeben, der den Menschen oben im Ichkreis zentriert und verhaftet“ (88). Es genügt nicht, daß der Mensch sich „innert“. Er muß sich auch äußern, damit er „sich in der Welt wesensgemäß dar-lebt, und dieses heißt auch dar-leibt“ (21). So findet er zur reinen Gebärde, in seiner ganzen Gestalt zur rechten Form. Von der Erfüllung dieser seiner tiefsten Sehnsucht hängt das Glück des Menschen als Person ab. Der ganze Alltag wird so zur Übung,

SANFORD, John A.: *Gottes vergessene Sprache*. Zürich und Stuttgart: Rascher 1966, 175 S. Lw. 24,—

Ein Pastor der Episkopalkirche in Los Angeles, Verfechter der analytischen Psychologie C. G. Jungs, sieht in unseren Träumen „Gottes vergessene Sprache“. Zunächst sind es Träume seiner Pfarrkinder (sprich Patienten), die eindrucksvoll dargestellt und gedeutet werden; sie gruppieren sich um die Themen: Schatten, Schuld, Wahrträume, kollektives Bewußtsein und „Selbst“. Als zweites finden die Träume und Visionen in der Bibel in dankenswerter Ausführlichkeit eine Art von psychologischer Exegese. Daß dabei die ganze Bibel als „die Geschichte vom Durchbruch Gottes aus dem Unbewußten in das menschliche Bewußtsein“ (92) gesehen wird, verblüfft den unvorbereiteten Leser. Ein arg simplifizierter Exkurs über Jungsche Traumpsychologie schiebt sich ein. Jungs bekannte Problematik der seelischen Integrierung des Bösen als Bindung der Gegensätze im Selbst wird dann als das eigentliche Thema des Autors sichtbar. Das letzte Kapitel handelt folgerichtig vom „Gott in uns“.

Der Theologe Sanford weiß mit dem späten Jung natürlich gut zu unterscheiden zwischen empirischem Bild und nicht erfahrbarem We-